



## Fundament – Ferment – Fügung Wie das christliche Menschenbild die deutsche Gesellschaft prägt

Gastvorlesung an der Päpstlichen Universität Gregoriana  
26. Oktober 2010

Professor Dr. Franz-Peter Tebartz-van Elst, Bischof von Limburg

### 0. Einleitung

#### 1. Kein Menschenbild ohne Gottesbild

#### 2. ‚imageo‘ und ‚similitudo‘ – Das christliche Menschenbild

#### 3. Die „Grenzen des Lebens“

#### 4. Christentum und Kultur?

#### 5. Ehe und Familie als normative Kraft

#### 6. Wirtschaft und Wachstum in Nachhaltigkeit

#### 7. Bewahrung der Schöpfung als globale Herausforderung

Schlusskapitel: Das Kreuz vor Augen

Exzellenzen, Magnifizenzen,  
sehr geehrter Herr Pater Rektor,  
sehr verehrte Mitglieder des Professoriums,  
liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,  
liebe Studierende,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

### 0. Einleitung

In seinem vielbeachteten aktuellen Roman *„Das amerikanische Hospital“* schildert Michael Kleeberg die Begegnung zweier Menschen, die auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein können. Die dreißigjährige Pariserin H el ene wartet in einem amerikanischen Milit rkrankenhaus in Paris auf einen Untersuchungstermin, um (zusammen mit ihrem Mann) mittels künstlicher Befruchtung doch noch zur Erfüllung ihres sehnlichen Kinderwunsches zu kommen. Vor der

Rezeption des Hospitals begegnet sie dem Literaturwissenschaftler David Cote, der vor ihren Augen zusammenbricht.

Als Veteran kehrte er aus dem Golfkrieg des Jahres 1991 zurück, nun, Jahre später, bricht sich bei ihm eine Art posttraumatische Belastungsstörung Bahn. Immer wieder begegnen sich beide. Ein Mann, der Leben nahm, und eine Frau, die es nicht schafft, Leben zu schenken. Sie werden, obwohl ihre Situationen so gegensätzlich sind, einander zur Stütze. Er ist lange davongelaufen; vor der Auseinandersetzung mit seiner Kriegsvorgangeneit, aus Angst vor der Konfrontation mit persönlicher Schuld. Wie sollte er damit umgehen, dass er auch am Tod von Kindern schuldig wurde, denen zu helfen er doch eigentlich aufgebrochen war.

Sie muss erleben, wie die immer wieder vorgenommenen Befruchtungen, immer aufs Neue fehlschlagen; erlebt ihren Körper als etwas zunehmend Fremdes, ihrem tiefen Wunsch Widerstrebendes. Er gibt ihr Trost und Hoffnung, wenn sie immer mehr von dem durch verschiedenste Behandlungen vorgegebenen ‚Takt‘ bestimmt wird: „*Down-Regulierung, Stimulation, Auslösung, Folikelpunktion, Transfer, Wartezeit, Enttäuschung, Erholung und Neubeginn.*“<sup>1</sup>

Mit zunehmender äußerlicher Routine, ja, mit der „*Selbstverständlichkeit einer Pendlerin*“, passiert Hélène die Grenze zwischen ihrem Leben, das von dem so starken Kinderwunsch geprägt ist und den beschriebenen, beinahe mechanischen Abläufen in der Klinik.

Ergreifend und empfindlich präzise beschreibt Michael Kleeberg die Situation des modernen Menschen. Schonungslos und zum Teil drastisch wird der Leser mit der kalten medizinisch-technisierten reinen Möglichkeit konfrontiert.

Es bleibt der fahle Geschmack eines über alles andere erhobenen „*Denkens der Machbarkeit*“, das Vorgaben und Grenzen (und auch so genannte Schicksalsschläge) nicht akzeptieren will. Kleebergs Roman führt den Leser durch die beiden so persönlich geschilderten Biographien zu den *grundsätzlichen* Fragen, die sich unserer Gesellschaft heute stellen. Es bleibt am Ende bei der Frage der Verhältnisbestimmung zwischen Sollen und Können, zwischen Dürfen und Vermögen des Menschen.

Die Antwort darauf, das zeigen die zuweilen heftig geführten Kontroversen und Debatten, wird in unseren Tagen nicht selbstverständlich zugunsten des christlichen Menschenbildes ausfallen.

---

<sup>1</sup> M. Kleeberg, Das amerikanische Hospital. Roman, München 2010, 38.

## 1. Kein Menschenbild ohne Gottesbild

Wir leben in Deutschland in einem Land, das man im positiven Sinne mit *„ein Teil Europas in der so genannten westlichen Welt“* bezeichnen kann. Oft beschworen werden dabei von den unterschiedlichsten Vertretern und Meinungen „unsere Werte“ bzw. „unser Menschenbild“. Wie selbstverständlich verstehen wir uns – und auch jeden anderen Menschen – als frei, gleich an Rechten und Würde; wir betrachten unsere Verfassung als eine, die dieser Auffassung am ehesten gerecht wird, wir sehen in ihr mehr als eine „Soll-Bestimmung“. Und: wir tun das zu Recht.

Allzu schnell übersehen wird jedoch, dass das damit gemeinhin verbundene und transportierte Bild vom Menschen in unserem Kulturraum nicht ohne Herkunft bzw. Bezugsgröße entstanden ist – es also nicht im „luftleeren Raum schwebt“. Immer stärker zu spüren ist auch in unserem Land die Tendenz, ja der Trend, zu einer regelrechten Selbstsäkularisierung aller Lebensbereiche. Es erscheint geradezu verpönt, sich mit seinem Wertebezug festzulegen, besonders da, wo dieser sich auf originär christliche Wurzeln stützt. Die Debatte um das „C“, d.h. die Auseinandersetzung um den eindeutig christlichen Standpunkt der Unionsparteien in Deutschland, vermag – ob berechtigt oder nicht – hierfür Sinnbild zu sein.

Die Rückbindung an den eigentlichen Grund unseres Wertesystems aber droht uns unterdessen immer mehr abhanden zu kommen. Die aktuelle Debatte um die Frage der „christlichen Leitkultur“ zeigt das eindrücklich. Ohne (schon) hier auf das Für und Wider eingehen zu können, kann man getrost sagen: Wir haben in unseren Land durchaus so etwas wie eine christliche Leitkultur. All unsere Rede vom Menschen, von seinen gesellschaftlichen Bezügen und Bindungen, ist geprägt vom (jüdisch-)christlichen Erbe unseres Kulturraumes. Immer weniger haben wir jedoch das Bewusstsein für diese unsere „Herkunft“ und damit wohl auch für die Plausibilität unserer Grundwerte. Mehr und mehr gerät uns aus dem Blick, dass unser Menschenbild nicht ohne Gottesbild zu haben ist.

Um nun aber redlich fortfahren zu können, bedarf es zunächst der Frage nach der Herkunft des christlichen Menschenbildes:

## 2. ‚imageo‘ und ‚similitudo‘ – Das christliche Menschenbild

Unsere kirchliche Rede vom „Menschenbild“ nimmt seinen Anfang in den ersten Kapiteln der Genesis. Hier ist von der Gottebenbildlichkeit des Menschen die Rede und von der Schöpfungsabsicht Gottes: *„Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild*

*(imago), uns ähnlich (similitudo). Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh und über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land. Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie." (Gen 1,26f.).*

In der nachfolgenden Paradiesgeschichte wird in den bekannten Bildern beschrieben, wie der Schöpfer Adams, gleichsam als bildender Künstler, den Menschen „Adam“, wie auch die Tiere, aus der Erde formt. Adam ist es, dem er den Odem, den göttlichen Geist, einhaucht, dem er damit allein gewissermaßen Anteil gibt an seiner Schöpfung. Diese „*Sonderstellung im Kosmos*“ (Max Scheeler), ja, wenn man so will, das Alleinstellungsmerkmal des Menschen ist es, was Psalm 8 in seiner so wunderbaren Sprache noch einmal hervorhebt: Die einzigartige Würde des Menschen kommt darin zum Ausdruck, dass der Schöpfer ihn mit „*Herrlichkeit und Ehre gekrönt*“ hat; ihn nur „*wenig geringer gemacht hat, als Gott.*“ (Vgl. Ps 8,6). Adam, obwohl er selbst Teil der Schöpfung ist, darf neben den Schöpfer treten und den Tieren Namen geben.

Die hier kurz angesprochenen Texte bilden Quelle und Grund des biblischen Menschenbildes. Gerhard Lohfink hat darauf hingewiesen, dass der hebräische Begriff „Selem“ (Ebenbild) sprachlich auch in anderen Kontexten vorkommt bzw. vorkam. Interessant und aufschlussreich ist beispielsweise der Hinweis, dass im Ägypten der Pharaonen der Begriff „Selem“ das „Bild des Pharaos“ bezeichnete, was ihm in seinem Reich eine „ubiquitäre Präsenz“ verschaffte. Überträgt nun der biblische Sprachgebrauch diesen Zusammenhang auf die Beziehung zwischen Schöpfer und (menschlichem) Geschöpf, bleibt die Rede vom Menschen als „Bild Gottes“ nicht nur Sinnbild, sondern wird zu Realität und Anspruch der Schöpfung. Der Mensch hat nicht nur die Möglichkeit, sondern geradezu den Auftrag, überall und in jeder Situation die Gottespräsenz zu verkörpern. Und andersherum – die Gottespräsenz im Anderen anzuerkennen.

Dieser Gedanke verschärft sich im Zeugnis des Neuen Testaments: In und durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus kommt uns der Schöpfer auf einmalige Weise, unüberbietbar entgegen. In der Menschwerdung des göttlichen Logos ist die Fülle der Zeit angebrochen. Er, der ganz Mensch geworden ist, in allem uns gleich, außer der Sünde, hat uns zu seinen Schwestern und Brüdern gemacht, uns seine Freunde genannt und uns zu seinen Jüngern berufen. Weil uns aber Gott auf so einzigartige Weise Anteil gegeben hat an ihm, in seinem Sohn, erwächst uns auch Anteilnahme aneinander. Durch die Liebestat Jesu Christi, durch seine Menschwerdung, durch Leiden, Tod und Auferstehung, sind wir hineingenommen in die Liebes- und Lebensgemeinschaft des dreifaltigen Gottes.

Dies ist uns immer aufs Neue aufgegeben: Durch die Teilgabe Gottes erwächst uns Teilnahme am Geschick unserer Brüder und Schwestern. Mein Nächster kann mir nicht mehr egal sein, er ist mir anvertraut. Das beinhaltet sogar das Gebot der Feindesliebe. Es ist das christliche Menschenbild, das diese Grundhaltung bedingungslos auf alle Menschen übertragen hat.

Das christliche Bild vom Menschen weiß auf der anderen Seite auch um die Schwäche des Einzelnen. Wir sind nicht frei von der Gefahr der Selbstüberschätzung. Zu sehr neigt der Mensch dazu, sich selbst in den Mittelpunkt zu setzen und den Bezugspunkt seines Handelns letztlich im eigenen Willen zu suchen.

Der Glaubende hingegen hat ein „Korrektiv“. Ohne einer gesellschaftlichen Funktionalisierung der Religion das Wort zu reden, soll doch auf diesen entscheidenden Punkt hingewiesen werden. Wir sehen uns als Christen immer schon auf die in Jesu Christi Person gewordene Wahrheit bezogen, zu der uns zu verhalten, wir stetig gefordert sind. Der Mensch muss sich damit nicht dem geradezu unmenschlichen Druck ausgesetzt sehen, sein Heil aus eigener Kraft, im Hier und Jetzt, selbst bewerkstelligen zu müssen.

Ohne Transzendenz, so drückt es der vormalige Ministerpräsident von Hessen, Roland Koch aus, „ohne einen Bezugspunkt außerhalb seiner selbst, wird [der Mensch] intolerant gegenüber allem, was sich ihm entgegenstellt, verfällt in Verzweiflung, sobald er in existenzielle Not gerät.“<sup>2</sup> Wenn nun aber der Mensch in dem bis hierher skizzierten Sinne „Bild Gottes“ ist, und zwar jeder einzelne, dann hat dies besonders auch an den „Grenzen des Lebens“ seine Berechtigung und verdient dort besonderen Schutz.

### 3. Die „Grenzen des Lebens“

Mit der Frage was dem unbedingten Schutz menschlichen Lebens dient, sind wir noch einmal sehr konkret beim Thema des eingangs zitierten Romans „Das amerikanische Hospital“. Die Nüchternheit und der geradezu berechnende Umgang mit den befruchteten Eizellen der Hauptprotagonistin, die der Autor Michael Kleeberg beschreibt, rückt eindrücklich vor Augen, dass die rein medizinisch-technische Orientierung das menschliche Leben viel zu schnell zur Konkursmasse der Machbarkeit zu degradieren droht.

So sehr in dem fiktiv geschilderten Fall Verständnis und sogar echtes Mit-Leiden für den sehnlichen Kinderwunsch aufkommen mag: Die bereits genannte Würde und die Freiheit jeden menschlichen Lebens werden hier in der Regel nur noch sehr selektiv und damit willkürlich geachtet. Aus dem

---

<sup>2</sup> R. Koch, Konservativ. Ohne Werte und Prinzipien ist kein Staat zu machen, Freiburg 2010, 199.

bereits herausgestellten Bekenntnis unseres christlichen Menschenbildes zur Einzigartigkeit und Würde jeder Person resultiert konsequent auch der Wille zum unbedingten Schutz menschlichen Lebens – von Anfang an.

Dies gilt in den Debatten über Stammzellenforschung, über Präimplantationsdiagnostik (PID) ebenso wie in der Frage der Abtreibung. In allen genannten Bereichen wird in den immer wieder aufkommenden Diskussionen mit dem Freiheitsbegriff argumentiert. Die Freiheit der Forschung müsse gewährleistet sein, auch, um nicht hinter die internationale Konkurrenz zurückzufallen. Das aber würde bedeuten, Unrecht zu legitimieren, weil es an anderer Stelle auch getan wird. Ebenso gerne wird der Begriff der Freiheit derartig isoliert, dass er am Ende dazu dienen soll, die Tötung ungeborenen Lebens zu rechtfertigen. Dass die menschliche Freiheit ein Gut ist, das nur im Verbund mit anderen Werten zu realisieren ist, wird dabei in der Regel zugunsten der Individualität ausgeblendet. Konkret hat dies im Jahr 2003 der damalige Präfekt der Glaubenskongregation, Joseph Kardinal Ratzinger, am Beispiel der Abtreibung ausgeführt:

*„In der Radikalisierung der individualistischen Tendenz der Aufklärung erscheint Abtreibung als ein Freiheitsrecht: Die Frau muss über sich selbst verfügen können. Sie muss die Freiheit haben, ob sie ein Kind zur Welt bringen oder sich davon befreien will. Sie muss über sich selbst entscheiden dürfen, und niemand kann ihr – so wird uns gesagt – da von außen her eine letztlich bindende Norm auferlegen. Es geht um das Recht der Selbstbestimmung. Aber entscheidet die Frau bei der Abtreibung eigentlich über sich selbst? Entscheidet sie nicht gerade über jemand anderen – darüber, dass einem anderen keine Freiheit zugestanden werden soll, dass ihm der Raum der Freiheit – das Leben – genommen werden muss, weil das mit meiner eigenen Freiheit konkurriert? Und so ist zu fragen: Was ist das eigentlich für eine Freiheit, zu deren Recht es zählt, die Freiheit eines anderen gleich vom Ansatz her aufzuheben?“<sup>3</sup>*

Gerade in dem geschilderten Fall handelt es sich nicht um einen „Sonderfall“, den man bei der Frage nach der menschlichen Freiheit eigentlich ausschließen kann. Das Gegenteil ist der Fall: Entwickelt sich der Embryo doch nicht erst *zum* Menschen, sondern *als* Mensch.

So wird gerade der Umgang mit diesem Beispiel gewissermaßen zur „Nagelprobe“ für die Wertegemeinschaft einer Gesellschaft. Es verdeutlicht das typisch menschliche Wesen unserer Freiheit. Wer dennoch nach absoluter Freiheit verlangt, der verkennt die Grundfigur menschlicher Existenz: Als Wesen der Gemeinschaft begrenzt sich unsere Freiheit am Für- und Mitsein der anderen. Dieses macht unser Miteinander-Sein gerade ‚menschlich‘.

---

<sup>3</sup> J. Ratzinger, Glaube, Wahrheit, Toleranz. Das Christentum und die Weltreligionen, Freiburg i.Br. 2003, 198.

Ebenso muss der in diesen Ausführungen angedeutete unbedingte Schutz des Lebens auch an den Grenzen und Schwächen des Alters und der Krankheit gelten. Wo sich das Leben in seiner womöglich größten Abhängigkeit zeigt, die mutmaßlich angesichts vormalig größerer Eigenständigkeit noch schmerzvoller ist, geht der Mensch seiner Freiheit und einzigartigen Würde nicht verlustig.

Der hohe Wert, den das christliche Menschenbild jedem menschlichen Leben gegenüber (an-) erkennt, bleibt jeder Verfügbarkeit entzogen. Jedwede Grenzziehung wäre im Kern doch eine willkürliche Setzung, die sich in der Regel als utilitaristisch entlarven muss.

Auch behindertes Leben ist ganz und gar lebenswert. Denn wo der ganze Mensch, als Geschöpf, vom Schöpfer gewollt, vor Augen ist, scheidet eine mehr oder weniger pauschale Einteilung des Lebens nach ‚wert‘ oder ‚unwert‘ ebenso aus wie eine (konsensual) herbeigeführte Taxierung seines ‚Wertes‘.

Es gibt einen entscheidenden Unterschied in der Gewichtung von Werten. Die moralische Pflicht des sogenannten Embryonenschutzes steht deutlich über der moralischen Verantwortung, uns beispielsweise um neue Arbeitsplätze oder Wohlstand zu sorgen. So absolut klar und selbstverständlich dies für uns klingen mag, der genannte „Vergleich“ ist tatsächlich erst vor wenigen Jahren gezogen worden. *„Wer [aber] gerade in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit dem Embryonenschutz über die Proklamation der Hoffnung auf neue Arbeitsplätze die gesellschaftliche und demokratische Grundlage entziehen will, handelt zutiefst gewissen- und verantwortungslos. Er vergeht sich damit langfristig am Rechtsbewusstsein der Menschen in unserem Land.“*<sup>4</sup>

Es ist die entscheidende „Aufgabe“ des christlichen Menschenbildes, ein wachsames und gleichermaßen entschiedenes Gespür dafür zu schaffen, wo sich derartige Schieflagen in unserer Gesellschaft entwickeln.

#### 4. Christentum und Kultur?

Im aktuellen Magazin „Focus“ vom gestrigen Montag meint der evangelische Exeget Klaus Berger meinen Überlegungen zur Rede des Deutschen Bundespräsidenten, speziell zur Passage *„Das Christentum gehört zweifelsfrei zu Deutschland. Das Judentum gehört zweifelsfrei zu Deutschland. Das ist unsere christlich jüdische Geschichte. Aber der Islam gehört inzwischen auch zu*

---

<sup>4</sup> R. Koch, Konservativ. Ohne Werte und Prinzipien ist kein Staat zu machen, Freiburg i.Br. 2010, 26. Vgl. ebenda die genannte Gleichsetzung der moralischen Sorge um Embryonenschutz und die Schaffung von Arbeitsplätzen.

*Deutschland*" heftig widersprechen zu müssen, wie dies bereits Patrick Bahners in der FAZ und Thomas Assheuer in der ZEIT getan haben. Der von der Redaktion des Focus zum zentralen Thema gemachte Begriff "Leitkultur" löst offenbar bei einigen Abwehrreaktionen aus.

Ich habe jedoch nicht formuliert „*Es gibt eine christliche Leitkultur, Herr Bundespräsident*“, wie der Focus ohne meine Zustimmung in Anführungszeichen titelte, sondern habe angesichts der wahrnehmbaren Beiträge von Christen zu Kultur und Zivilgesellschaft unseres Landes, aber auch angesichts der christlichen Geschichte Europas und des Beitrages des christlichen Menschenbildes zu unseren Vorstellungen von Menschenwürde und Menschenrechten sowie zur Gewaltenteilung zwischen Staat und Kirche (die bekanntlich auf ein Jesuswort zurückgeht) geschrieben: „*Es sei keineswegs aus der Luft gegriffen, wenn in der aktuellen Debatte die Rede von einer christlichen Leitkultur wieder ins Gespräch kommt*“, habe mir den Begriff also nicht selbst zu eigen gemacht, wohl aber Verständnis für diejenigen gezeigt, die dies tun. Soviel vorab.

Ich bin immer noch erstaunt, in welcher Schiefelage wir uns offenbar befinden, dass das bloße Aufzählen der christlichen Beiträge zu unserer Gesellschaft und die Nennung der im Verhältnis zwischen modernem Rechtsstaat und Islam ungeklärten Fragen soviel Zorn und Gegenrede auslöst. Ich beharre darauf, mich auch und gerade als Bischof an Debatten beteiligen zu dürfen, ja um des Evangeliums willen zu müssen, bei denen es um die Zukunft unsere Landes, aber auch um die Rolle geht, welche die monotheistischen Religionen in unserer Gesellschaft spielen.

Die Einwände, welche der von mir in Vielem geschätzte Theologe Klaus Berger nun meint, gegen meinen Text ins Feld führen zu müssen, nehme ich sehr ernst. Doch er macht mir das schon gleich zu Beginn schwer: Dient es tatsächlich einer ernsthaften Auseinandersetzung, wenn er spöttisch äußert, unter den Bedingungen einer christlichen Leitkultur müssten alle Muslime sich nun einen Weihnachtsbaum kaufen? Dabei hatte ich doch nur auf die Notwendigkeit einer kritischen Koranhermeneutik, das Problem arrangierter Ehen und die ungeklärten Aufforderungen zur Gewalt im Koran hingewiesen.

Es lag auch keinesfalls in meiner Intention – und ich meine, dass eine genaue Lektüre meines Textes dies auch deutlich zeigt –, „Bestände an Macht und Vorherrschaft zu Prinzipien hin (sic!)“ zu ideologisieren. Im Gegenteil, und genau das hat mir Patrick Bahners in der FAZ vorwerfen wollen, leite ich den kulturellen Anspruch des Christentums in Europa gerade aus der Lebendigkeit seiner gesellschaftlichen Präsenz und höchstens in zweiter Linie aus ererbten Vorrechten her.

Es muss erlaubt sein, auf fast 50 Millionen Menschen in Deutschland hinzuweisen, die sich jeden Monat neu entscheiden, einer der beiden großen Kirchen anzugehören, auch wenn, wie in den



letzten Monaten alles, aber auch alles was in der öffentlichen Debatte zur Kirche gesagt wird, dagegen zu sprechen schien. Es muss ein Bischof auf das vielfältige caritative, soziale, liturgische Engagement hinweisen dürfen, das von den Gliedern des Volkes Gottes oft unbemerkt – teilweise aktiv totgeschwiegen – geleistet wird.

Leider kann ich auch in einem weiteren Punkt nicht mit Klaus Berger übereinstimmen: Im weiteren Verlauf seines Textes erzeugt er einen merkwürdigen Dualismus aus Religion und Kultur. So als sei Religion ein unhistorischer Nucleus, der sich im Laufe der Geschichte in verschiedene Wirtskulturen eingemischt habe. Die christliche Religion hat sich nach Meinung Bergers in der Geschichte jeweils mit einem römischen, germanischen und neuerdings mit einem Hip-Hop Substrat verbunden? Kann es sein, dass ein Exeget, selbst nennt sich Berger „Religionswissenschaftler“, mit derart simplen Religions- und Kulturbegriffen hantiert?

Hat das „Germanische Substrat“, etwa die Göttin Ostara, sich nur mit dem christlichen Auferstehungsglauben „verbunden“? Oder durchdringt nicht vielmehr der Glaube an den historisch am Kreuz gestorbenen und wahrhaft auferstandenen Christus den germanischen Glauben, ja konterkariert er den germanischen ebenso wie vorher den römischen und griechischen Heldenmythos nicht sogar, so dass am Ende beim Osterfest nur der alte Name (Ostara) bleibt, das Innere, Kultus und Glaube aber ganz verwandelt sind. Denn der christliche Held, Jesus Christus, der beim Frühlingsfest aufersteht, hält nicht an seinem Leben fest, sondern er verschenkt es für die Vielen. Er stiftet Heil nicht, indem er fremdes Leben blutig opfert, sondern indem er sein eigenes Leben dahingibt. Ein epochaler Wandel in der Menschheitsgeschichte, wie wir von dem französischen Literaturwissenschaftler René Girard lernen können.

Natürlich gibt es viele Zusammenhänge, in denen Judentum, Christentum und Islam als monotheistische Religionen gemeinsam auftreten und für Gerechtigkeit in einer immer egoistischer werdenden Gesellschaft kämpfen müssen. Doch wir würden den Kern des christlichen Glaubens aufgeben, wenn wir, anders als Klaus Berger – der inzwischen tatsächlich nicht mehr Theologe, sondern Religionswissenschaftler ist – es verlangt, um eines faulen Friedens zwischen den Religionen willen jene Glaubenswahrheiten verschwiegen, die wie Berger schreibt „auch den modernen Christen die größten Schwierigkeiten bereiten: Gottessohnschaft Jesu, Dreifaltigkeit und Sühnetod am Kreuz“.

Vielleicht fällt es vielen gerade deshalb so schwer, von der christlichen Kultur zustimmend zu sprechen, weil wir all das viel zu lange verschwiegen oder als zu schwierig, nicht zumutbar o.ä. kleingeredet haben.

„Eine Kontroverse mit dem Islam hätte zunächst einmal den Sinn, die eigenen Defizite zu überdenken und zu korrigieren“ schreibt Berger. Tatsächlich? Hat das Christentum in den letzten Jahren – verglichen mit dem Islam – tatsächlich zu wenig Selbstkritik geübt und Buße getan? Aber Berger meint ja nicht einmal die Untaten, die im Namen des Christentums begangen wurden und für die Papst Johannes Paul II. in jener großen Geste im Jahr 2000 um Vergebung gebeten hat. Er meint, wir sollten uns der Dreifaltigkeit und des Kreuzestodes Jesu schämen, weil sie im Koran umgedeutet, ja der Glaube an sie unter strengstes Verdikt gestellt wird. Hier widerspreche ich aufs entschiedenste.

Nicht nur den Muslimen sind wir das Zeugnis schuldig, dass Gott selbst Mensch wurde, unter uns wohnte und für unsere Sünden gestorben ist, auch Muslimen schulden wir die Inkarnation als Antwort auf die im Islam wenig überzeugend beantwortete Frage, wie der ferne Gott des von Berger gelobten strengen Monotheismus denn mit der Menschheit ins Gespräch kommen will. Wir Christen glauben nicht daran, dass dies durch den unveränderbaren Text eines Buches geschieht, sondern durch einen lebendigen Menschen, der wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich ist. Wenn wir Monotheisten im Dialog mit einer immer gottloser werdenden Gesellschaft zusammenstehen wollen, dürfen wir die Unterschiede in unseren Glaubensbekenntnissen gerade nicht verschweigen, sondern müssen im fairen Dialog an ihrer Vervollkommung arbeiten, wie dies in Zeiten des vielgelobten friedlichen Miteinanders der monotheistischen Religionen in Spätantike und Mittelalter der Fall war.

Ich erlaube mir darum noch einmal das Wort Papst Benedikts XVI. zu zitieren, das schon am Ende meines perhorreszierten Focus-Artikels vom 11. Oktober stand: *„Der interreligiöse und interkulturelle Dialog zwischen Christen und Muslimen darf nicht auf eine Saisonentscheidung reduziert werden. Tatsächlich ist er eine vitale Notwendigkeit von der zum großen Teil unsere Zukunft abhängt.“*

Einen entscheidenden Ort für die Ausbildung eines in diesem Sinne gefestigten Glaubens und eines daraus gebildeten Gewissens erblickt das christliche Bild vom Menschen im Beziehungsgefüge von Ehe und Familie.

## **5. Ehe und Familie als normative Kraft**

„Der Staat“, so schrieb es 1975 der spätere Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde, *„lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“* Das bedeutet: Eine demokratische Staatsform ist kein Garant dafür, dass seine Bürger gute Demokraten sind; ebenso kann kein Gesetz festschreiben oder sogar einfordern, was als besondere Grundhaltung im christlichen Bild von Ehe und Familie beständig zum Aufschein kommt. Ehe und Familie bauen auf Grundlagen auf. Ihre Prinzipien sind: Entschiedenheit für den Partner und für die Kinder, Unkündbarkeit, Verlässlichkeit, Solidarität und Rücksichtnahme. In der Familie ist es notwendig, zu Gunsten der Entwicklungsmöglichkeiten der anderen eigene Wünsche zurückstellen zu können, Besitz zu teilen und solidarisch zu denken und zu handeln. Werte, die in ihrer prägenden Kraft für die Entwicklung des Staates und der Gesellschaft von nicht zu unterschätzendem Rang sind.

In diesem Sinne bilden Ehe und Familie einen unersetzlichen Wert für das Miteinander in unserem Gemeinwesen. Wie in keiner anderen Konstellation werden Kindern Grundhaltungen und Werte vorgelebt und durch das Beispiel der eigenen Eltern in kaum zu übertreffender Weise vermittelt. Die Kirche betrachtet die Familie daher auch als wichtigste Keimzelle des Glaubens. Einerseits werden in ihr Riten und Gebräuche der kirchlichen Tradition vermittelt, andererseits aber auch grundlegende Werte des menschlichen Zusammenlebens, von denen die gesamte Gesellschaft profitiert. In Familien erfahren Menschen Sinn und Erfüllung. In ihr vollzieht sich die Weitergabe (vor-) gelebter Werte, Erfahrungen und Traditionen. Den Kindern wird das Einüben sozialer Kompetenzen ermöglicht, soziale Verantwortung und Solidarität werden selbstverständlich. Durch diese hohe Bedeutung für die Gesellschaft ist die Familie in besonderer Weise schutzbedürftig. Zu Recht steht sie mit der Ehe unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung, vor allem in Artikel 6 Absatz 1 GG.

Der Auftrag, Ehe und Familie besonders zu schützen und zu fördern, richtet sich über den Staat und die Rechtsordnung hinaus an die gesamte Gesellschaft. Diese Charakteristika begründen die Vorrangstellung von Ehe und Familie und erklären, warum nach christlichem Menschenbild es keine rechtlich und politisch keine Gleichstellung mit gleichgeschlechtlichen Verbindungen geben kann; - ein Thema, das überall dort in Europa zunehmend diskutiert und verhandelt wird, wo fortschreitende Säkularisierung des Lebens die christliche Prägung verblassen lässt.

Die Frage, was unsere Gesellschaft erhält und fördert, ist elementar an das gebunden, was Nachkommenschaft und Nachhaltigkeit generiert. In diesem Sinn hat die Verantwortung für Gerechtigkeit ethisch-moralische, soziale und wirtschaftliche Implikationen.

## 6. Wirtschaft und Wachstum in Nachhaltigkeit

Auf dem Fundament des christlichen Menschenbildes und der darauf bauenden katholischen Soziallehre, die seit der Enzyklika „Rerum Novarum“ (1891) von Papst Leo XIII. ausdrücklich erarbeitet wurde, entwickelte sich in unserem Land das Modell der sozialen Marktwirtschaft. Zwar stellen weder das christliche Menschenbild noch die katholische Soziallehre ein geeignetes Wirtschaftsmodell dar – das wollen und können sie ja auch ausdrücklich nicht sein – dennoch bilden sie die unaufgebbaren Prinzipien für unser Gemeinwesen.

Die Finanz- und Wirtschaftskrise, die in der öffentlichen Wahrnehmung mit dem Zusammenbruch der Investmentbank Lehman Brothers im Herbst des Jahres 2008 verknüpft ist, offenbart, dass es auch in diesem Bereich nicht mehr selbstverständlich ist, das christliche Bild vom Menschen als maßgeblich zu erachten. Der Zusammenbruch ganzer Lebensentwürfe, die zum Teil auf die kurzfristige Maximierung von Gewinn ausgerichtet waren, hat die existenzielle Frage nach dem aufgeworfen, was verlässlich ist. Es hat sich gezeigt: Das Verhältnis von Individualinteresse und Gemeinwohl ist aus dem Gleichgewicht geraten. Gewirtschaftet wurde bisweilen nicht mehr mittel- oder langfristig vor dem Verantwortungshorizont unserer gesellschaftlichen Werte, sondern auf das Quartalsende hin. Dieser veränderte Stellenwert offenbart, dass sich die Gewichtung von Werten und moralischen Prinzipien deutlich verschoben hat.<sup>5</sup>

Die individuelle Verantwortung, die untrennbar mit der individuellen Freiheit als Wert verknüpft ist, ist zu stark aus dem Blick geraten. Freiheit, so gewinnt man auch hier den Eindruck, hat sich sehr von der Verantwortung gelöst. Deutlich spricht daraus die Erkenntnis, dass sich der Mensch, auch in seinen vielfältigen wirtschaftlichen Bezügen, nicht als Alleingänger betrachten darf. Das Gelingen unseres Miteinanders bleibt auch im Bereich der Ökonomie auf die Vermittlung unserer christlichen Wertsvorstellungen angewiesen.<sup>6</sup>

Es wird auf Zukunft vermehrt darauf ankommen, Verantwortung wieder über einen längeren Zeitraum zu denken. Verantwortung im Sinne des christlichen Menschenbildes und der katholischen Soziallehre bedeutet, die Perspektive des individuellen „Ich“ auf das „Wir“ hin zu überschreiten.

---

<sup>5</sup> „Die aktuelle Krise hat gezeigt, dass Geld auch ein Sprengsatz sein kann für den sozialen Zusammenhalt und die Gemeinschaft“, so resümierte der vormalige Bundespräsident Horst Köhler das sehr einvernehmliche Gespräch im Rahmen einer Privataudienz bei Papst Benedikt XVI. (Vgl. <http://www.fr-online.de/> und <http://www.tagesschau.de/> vom 05.12.2009).

<sup>6</sup> Von solchen Vorbedingungen und Voraussetzungen ist in unserer Zeit allerdings viel zu wenig die Rede. Wer sie thematisiert, muss sich oftmals dem Verdacht ausgesetzt sehen, abgehoben auf einer Metaebene diskutieren zu wollen, gleich so, als gehörten die Voraussetzungen nicht, im wahrsten Sinne des Wortes, zum „fundamentum“ der ganzen Angelegenheit.

Haltung will gezeigt und wahrgenommen werden. Wo Haltung aber zur Konkursmasse wird, hat man übergreifenden Werten den Bankrott erklärt.

Es muss wieder selbstverständlich sein, die Haftung für getroffene (Fehl-) Entscheidungen zu übernehmen. Mit dieser Option für eine ethisch-moralische Weitsicht verbindet sich die Aufmerksamkeit für ein siebtes Handlungsfeld, in dem es die Gestaltungskraft des christlichen Menschenbildes braucht.

## 7. Bewahrung der Schöpfung als globale Herausforderung

Der Mensch, soviel ist an bis hierher schon deutlich geworden, steht in vielfältigen Bezügen. Er ist zuerst einmal Geschöpf, er verdankt sich nicht seiner eigenen Anstrengung oder seinem Wollen. Er ist ein Teil der Schöpfung. Seinem „Vorzug“ , ja, seiner besonderen „Funktion“ innerhalb des Schöpfungsaktes Gottes, über die wir eingangs sprachen, entspricht auf der anderen Seite aber auch eine besondere Verantwortung für das Werk Gottes. Mensch und Schöpfung, so hält es uns das christliche Menschenbild vor Augen, stehen in einer unmittelbaren Beziehung zueinander. Die Schöpfung bildet den „Möglichkeitsrahmen“ für die Entfaltung dessen, was in jedem Menschen individuell, als Gabe des Schöpfers, angelegt ist. Die daraus resultierende Haltung bringt Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika ‚Caritas in veritate‘ treffend zum Ausdruck:

*„Der Umgang mit [der Schöpfung] stellt für uns eine Verantwortung gegenüber den Armen, den künftigen Generationen und der ganzen Menschheit dar. Wenn die Natur und allen voran der Mensch als Frucht des Zufalls oder des Evolutionsdeterminismus angesehen werden, wird das Verantwortungsbewusstsein in den Gewissen schwächer. Der Gläubige erkennt hingegen in der Natur das wunderbare Werk des schöpferischen Eingreifens Gottes, das der Mensch verantwortlich gebrauchen darf, um in Achtung vor der inneren Ausgewogenheit der Schöpfung selbst seine berechtigten materiellen und geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn diese Auffassung schwindet, wird am Ende der Mensch die Natur entweder als ein unantastbares Tabu betrachten oder, im Gegenteil, sie ausbeuten. Beide Haltungen entsprechen nicht der christlichen Anschauung der Natur, die Frucht der Schöpfung Gottes ist.“<sup>7</sup>*

In diesem Sinn wird es einem, vom christlichen Menschenbild getragenen Gemeinwesen, immer darum gehen müssen, sich an einen nachhaltigen Umgang mit den Ressourcen der Schöpfung zu orientieren. Raubbau und Ausbeutung, die in unseren Tagen oftmals zu Lasten der (wirtschaftlich) schwächeren Länder gehen, Klimakatastrophe und der Hunger in der Weltbrauchen eine Haltung

---

<sup>7</sup> Benedikt XVI., Enzyklika Caritas in veritate vom 29. Juni 2009, Nr. 48.

und Handlungsoption, die sich dem christlichen Menschenbild verpflichtet wissen. Hier liegt das Korrektiv einer Politik, die eine vom Glauben geprägte Umkehrbereitschaft voraussetzt.

### **Schlusskapitel: Das Kreuz vor Augen**

In der Bundesrepublik Deutschland gebührt der Grundhaltung des christlichen Menschenbildes, besonders die einmalige Würde jeder Person und deren uneingeschränktes Recht auf Unversehrtheit, auch aus historischer Perspektive, ganz besondere Achtung. Nach dem wohl dunkelsten Kapitel unserer Geschichte, nach Krieg und Zerstörung, bezogen sich die Väter und Mütter des Grundgesetzes ganz bewusst auf das Fundament des christlichen Menschenbildes. Unter den Trümmern des Krieges, so könnte man sagen, bargen sie das Fundament des christlichen Glaubens, den sie als leitenden Gottesbezug ausdrücklich in die Präambel aufgenommen haben. Die Geschichte hatte gezeigt, dass der Staat allein keinen ausreichenden Bezugsrahmen für das Zusammenleben und Zusammenwollen von Menschen bereitzustellen vermag. Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott bekennt das Deutsche Volk deshalb in Artikel 1 GG: *„Die Würde des Menschen ist unantastbar, sie zu achten und zu schützen ist die Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“*

Im Unterschied zu Verfassungen anderer Länder, wie z.B. Frankreich oder den USA, die aus ihrer jeweiligen Geschichte heraus den Freiheitsgedanken besonders hervorheben, betont das Grundgesetz zuerst die Unantastbarkeit der Würde jedes Menschen. Diese Würde entspringt zutiefst dem christlichen Bild vom Menschen. Zu diesem eher allgemeinen und, wenn man so will, zurückhaltend formulierten Gottesbezug hält Bundesverfassungsrichter Udo Di Fabio fest: *„Das kann der Gott der Gläubigen sein, und ich glaube sogar, das kann der Gott der Atheisten sein. Denn auch für den Atheisten wird damit nichts anderes gesagt, als dass es eine andere Dimension der Einsicht geben kann, die nicht im praktischen oder theoretischen Diskurs betretbar ist. Es geht also um die Möglichkeit der Transzendenz, die man auch einräumen kann, wenn man nicht an Gott glaubt.“*<sup>8</sup>

In seinem vielbeachteten Essay *„Ein Bewusstsein von dem, was fehlt“* beschäftigt sich Jürgen Habermas mit eben diesem Zusammenhang. Er sieht die (praktische) Vernunft als das Vermögen, welches menschliches Leben auf seinen letzten Horizont hin orientieren will. Dieses Bewusstsein, ja die Fähigkeit des Ausgreifens in das Unbedingte, fehle dem Menschen in der nach Habermas „postsäkularen Gesellschaft“. Es mangle an Solidarität und an der Bereitschaft, solidarisch zu

---

<sup>8</sup> U. Di Fabio, Interview im „Bonner Rechtsjournal“ vom 22. Juni 2009.

sein. Es fehle an Riten, vor allem an den Grenzen und Übergängen des Lebens. „*Gleichwohl*“, so schreibt Habermas, „*verfehlt die praktische Vernunft ihre Bestimmung, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, in profanen Gemütern ein Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wachzuhalten.*“<sup>9</sup> Es fehle das feste Wissen, dass das politische Gemeinwesen von belastbaren Überzeugungen getragen ist, es fehle ausdrücklich auch an „*religiös begründeten Stellungnahmen in der politischen Öffentlichkeit.*“

Deutlich spricht aus dieser Einschätzung das Bewusstsein, dass es den Menschen in unserer Gesellschaft zunehmend schwer fällt, zu erkennen, dass es nicht nur um Diesseitigkeiten geht. Unser Handeln und Sollen ist *bezogen* auf etwas – das Hier und Jetzt Überschreitende. Es fehlt an Transzendenz.

In diesem Sinn gibt der jüngst aus seinem Amt ausgeschiedene Hessische Ministerpräsident Roland Koch zu bedenken, dass man sich zwar davor hüten möge, das genannte Böckenförde-Diktum so zu verstehen, dass Kirche und Staat Hand in Hand agieren sollten. Dennoch, so schreibt er, müssen „*Kirche und Staat (...) mit Blick auf ihren unterschiedlichen Anspruch ihre vollständige Unabhängigkeit voneinander respektieren und mit Blick auf die soziale Realität ihre gegenseitige Abhängigkeit respektieren.*“<sup>10</sup> Einen Tag vor seinem offiziellen Abschied aus dem Amt des Ministerpräsidenten von Hessen, so war es der ausdrückliche Wunsch von Roland Koch, hat er – bewusst im Rahmen eines feierlichen Pontifikalamtes – der Hohen Domkirche zu Limburg im Namen der Landesregierung die kunstvolle Replik eines romanischen Kruzifixus übergeben. Das so genannte Walsdorfer Kreuz, benannt nach einer der mittelalterlichen Filialkirchen von Limburg, hatte ursprünglich kurz nach der Bauzeit des Hohen Domes seinen Platz im Westchor, als Teil einer Triumphkreuzgruppe.

„*Wir geben heute zurück, was hierher gehört.*“ So leitete der Politiker die Übergabe ein und machte sie zu einem klaren Bekenntnis zu den Grundwerten des Glaubens. „*Das Kreuz*“, so führte er aus, „*als Symbol des Christentums hat einen festen Platz in unserem Land. Dabei grenzt es nicht aus, sondern ist Haltepunkt, über Tag und Zeit hinaus.*“

---

<sup>9</sup> Ein Bewusstsein von dem, was fehlt. Eine Diskussion mit Jürgen Habermas. Hg. von M. Reder und J. Schmidt, Frankfurt a.M., 2008, 43.

<sup>10</sup> R. Koch, Konservativ. Ohne Werte und Prinzipien ist kein Staat zu machen, Freiburg i.Br. 2010, 198.

So bezeugt, bringt das Kreuz den Zusammenhang zum Ausdruck, der für das Wohl der Menschen und die Werte unseres Zusammenlebens von größter Bedeutung ist. Das Kreuz hat seine Bindekraft in unserer Gesellschaft aber nur, wo es den Resonanzboden des Glaubens gibt. Seine Botschaft braucht den Raum des Bekenntnisses. Wer sich um dieses Bekenntnis müht, wer das Kreuz als etwas Tragendes erfahren hat, der vermag auch anderen Halt zu geben. Das Kreuz in der Öffentlichkeit unserer Gesellschaft rückt wieder in den Blick, dass es Zeit ist, von Gott zu sprechen. Es ist Zeit für das christliche Bild vom Menschen einzutreten, auch um die darauf aufbauenden Normen unseres gesellschaftlichen Miteinanders plausibel und auf Zukunft hin zu erschließen. Wo Gott nicht mehr im Blick ist, schauen Menschen auch weg, wenn es um den Menschen geht. Wir brauchen die Anschauung des Kreuzes in einem Staat und einer Gesellschaft, deren Kultur und Rechtsbewusstsein aus den Quellen der Bibel kommen.

Das Kreuz ist das nachhaltige Zeichen Gottes, der für uns Menschen und zu unserem Heil auf's Ganze gegangen ist. Im Kreuz verdichtet sich das christliche Bild vom Menschen, das es ohne unser Bild von Gott nicht geben kann. Im Kreuz sehen wir das *Fundament* unseres christlichen Menschenbildes. Es kann in unserer Gesellschaft zum *Ferment* einer Bewusstseinsbildung werden, die die vorangehend dringend angezeigte und notwendige Mentanoia-Mentalität zu begründen hilft. Das Kreuz als Sinn-Gerüst eine Gesellschaft wird zum Erweis und Verweis auf das, was Gott *gefügt* hat und was um der Menschen willen nicht verloren gehen darf.